



Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 8.

Samstag

den 25. Februar

1832.

Beim Tanze.

An ein Mädchen.

Ei! Was doch Alles an dir hüpfst, mein Kind!
 Dein Füßchen hüpfst, so zierlich, so geschwind,
 Als wolltest du das flücht'ge Glück ereilen,
 Und mit der Zeit den Ruhm der Flügel theilen.
 Dein Herzchen hüpfst! — Treibt Leichtsinns oder Lust
 Die kleine Unruh' in der Uhr der Brust?
 Ach — wenn du einst verstehst des Herzens Schläge,
 Dann hüpfst es dir gewiß nicht mehr so rege.
 Und wie die Pulse hüpfen! Sieh doch nur;
 Durch Band und Flor verräth sich ihre Spur.
 Ihr Feuer wird (— erfährst du's nie!) — verkühlen:
 Das Leben weiß gar ernst den Puls zu fühlen.
 Ja deine Blicke, dünkt mich, hüpfen auch!
 Wie die Cuckade hüpfst von Strauch zu Strauch,
 So gauckeln sie von Einem zu dem Andern;
 Hast sie zurück! Den Blick verdirbt das Wandern.
 Wir Männer sind gar klug: ein flücht'ger Kausch
 Mag wohl entglüh'n an flücht'ger Blicke Tausch;
 Doch nur aus festen, ruhig ernsten Blicken
 Saugt wahre Lieb' ein bleibendes Entzücken.

Johann Gabriel Seidl.

Populäre Lesefrüchte

aus des

Dr. Marcus Gerber's ärztlichen Schriften.

(Fortsetzung.)

Sowohl in dem hier, als auch in dem oben er-

wähnten Werke spricht G. ausführlich über den Ein-
 fluß der Ortsverhältnisse Laibach's auf die Gesundheit.
 Er gesteht zwar, daß die Lage dieser Stadt, dem
 äußern Scheine nach, Manchem in einigen Stücken
 verdächtig vorkommen könne, allein im Ganzen ist er
 doch der Meinung, daß die Luft daselbst gesund sey.

Es wird nicht uninteressant seyn, die nähere
 Begründung seines Urtheils zu vernehmen.

Zu den ungünstigen Dingen der Ortslage Lai-
 bach's rechnet Gerber, mit Bezugnahme auf die
 Grundsätze eines Hippokrates (de aëre, aquis
 et locis) und Aristoteles (l. VII. polit.): den ge-
 gen Osten gelegenen Schloßberg; die tiefe Lage der
 Stadt; ihr Offenstehn gegen südliche und westliche
 Winde; die Nachbarschaft eines sich über 2 Meilen
 ausdehnenden Morastens; und die vielen Nebel. (Vergl.
 Balvasor B. III. C. 6. 14.) Allein es ist, wie
 G. richtig bemerkt, nur ein kleiner Theil der Stadt
 durch den Schloßberg den östlichen Winden und dem
 Sonnenaufgange entzogen; es gibt erhabene Stadt-
 theile, und solche sind die meisten; die Stadt ist,
 vermöge ihrer Bauart, allen Winden offen, ausge-
 nommen die Rosen- und Krengasse, deren Bewohner
 auch deshalb vielleicht einer größern Sterblichkeit un-
 terliegen. Die Stadt am linken Ufer ist gesünder,
 bis auf die Juden- und Jungferngasse (Judensteig?)
 Ungesund ist ferner auch die Krakauer- (und Zir-
 nauer-) Vorstadt, weil durch die höhere Stadt Nord-
 winde von ihr abgehalten werden, und weil sie den
 Ueberschwemmungen des Laibachflusses und des Gra-
 zabach's ausgesetzt ist. — Nunmehr hat die Stadt
 Laibach durch Abtragung der Stadtmauern und Stadt-
 thore, durch Pflasterung, vorzüglich aber durch Re-

gullung des Flußbettes bei Weitem noch mehr an Vertheidigungs-Gründen gewonnen.

Was namentlich die Winde betrifft, so fand, G. diese sehr veränderlich:

Nam mo lo purpureo vires capit Eurus ab ortu,

Nunc Zephyrus sero vespere missus adest.

Nunc gelidus sicca Boreas bacchatur ab Arcto,

Nunc Notus adversa proelia fronte gerit.

Ovid. Trist. Eleg. 2.

M. Diesem Umstande (der bis auf unsere Zeiten der Lage Laibach's eigen ist, und stets bleiben wird) ist es zuzuschreiben, daß sich die Luft daselbst beständig erneuert. Der herrschende Wind ist (wie bis auf gegenwärtige Zeiten) der von Oberlaibach kommende (W. S. W.), welcher auch die meisten Gewitter bringt. Die südlichen Winde seyen darum weniger ungesund, weil sie von dem adriatischen Meere kommen. (Ohne diese Meinung zu bestreiten, ist es genügend zu wissen, daß die südlichen Winde, welche über die Morastfläche streichen, bald einen die Ausdünstungen dieser Fläche niederschlagenden Regen bringen, und deßhalb für Laibach eher vortheilhaft, als nachtheilig sind.)

In der Vertheidigung des Morastes und der Nebel scheint G. etwas partheilich zu seyn. Wir lassen ihn selbst sprechen. »Solche Maräst, Nebelen und nidriges Lager seynb keine dergleichen Moräst zc., als diejenige, welche von Hippocrate und andern alten Aerzten vor ungesund außgeschryen worden: allermassen dergleichen Argwohn und Geschrey nur jenen Marästen, Nebelen und nidrigen Lägeren ist zugemuthet worden, welche von faulen und stinkenden Wässern herrühren und unterhalten werden; auch jenen nidrigen Orths = Lägeren, welche tieff liegend von hohen Gebürg oder dicken Wäldern dermassen umgeschrenket seynb, daß sie von keinem Wind mögen frey durchgewehet werden: nicht aber jenen, welche gleichwohl von frischen und klaren Brunnen- oder Flußwässern, als wie die angezogene bey der Stadt Laybach, und (daher) die offemällige Nebelen entspringen: der Stadt Laybach Lager auch von allerley Winden ganz frey durchgewehet wird.« — »Man solle diese Maräst lieber einen mit stäts quellenden Brunnen überunnenen Boden heißen: allermassen von solchen das Gewässer stäts (!) in die Laybach abläuft, weßwegen (!) sie dann auch zur schärfesten Winterzeit, als 1683, 1684 und 1709 nie zufrieret, und derentwegen weder stinkend, weder unlauter, weder mit gewöhnlichen giftigen Ungeziffer beladen seynb, außer der grünen Frösch zc.«

Daß G. eben so wenig, als vor und mit ihm irgend ein anderer einheimischer Arzt, auf Entsumpfung des Laibacher Morastes drang (wozu in neuerer

Zeit mehr ökonomische Gründe leiteten) wird erklärlich, wenn wir beherzigen, was Monfalcon in seiner gekrönten Preisschrift über die Sümpfe sagt: »Charakteristisch ist es, daß die Bewohner sumpfiger Gegenden nie ihr Klima und die Nähe der Moräste oder Teiche als ungesund und als die Ursache ihrer Leiden ansehen wollen, sondern mit der größten Hartnäckigkeit dasselbe vertheidigen.«

Obgleich es auch nicht mehr geläugnet werden kann, daß Moräste schon an und für sich der Gesundheit nachtheilig sind, und G. mehr Gewicht auf die bereits zu seinen Zeiten ziemlich bedeutende Erhöhung des Dorfes auf dem Laibacher Moraste hätte legen sollen, als auf die denselben bewässernden Quellen und Bäche; so ist doch nicht zu verkennen, daß er wenigstens in einigen Nebenumständen, namentlich in dem Verhalten der Winde und der Umgebung, triftige Gründe für die Bestätigung seines Urtheils anführt. (Zu dem oben bemerkten Einflusse der südlichen Winde kann in dieser Hinsicht noch hinzugesetzt werden, daß die nördlichen und östlichen Winde die Morastaussdünstungen von der Stadt weg-, und der Gegend von Sonnegg, Freudenthal und Oberlaibach zuführen; dann daß die nordöstliche Hälfte der Stadt durch den Schloßberg vor jenen Aussdünstungen mehr gesichert ist.)*

(Der Beschluß folgt.)

Landes-Museum in Laibach.

Fortsetzung der Geschenke vom Jahre 1823:

333.) Dem Museo wurden elf Silbermünzen zum Kaufe angetragen, und den 16. Juli 1823 um 2 fl. 16 kr. erkauf.

334.) Herr Andreas Smole, k. k. Posthalter in Laibach, übergibt 154 römische Kupfermünzen.

335.) Ebendieser, 5 Stück englische Münzen, 1 Stück polnische, 1 Stück der Stadt Liverpool, 3 St. der ostindischen Compagnie auf Java, 2 Stück aus Brasilien, 1 Stück Braunschweig-Lüneburg, 1 Stück Herzog von Mailand, 1 St. Nordamerikanische Staaten.

336.) Ebendieser, 60 Stück verschiedene Venetianische Münzen.

*) Diesen Umständen ist es größtentheils zu verdanken, daß der von Saumes geführte Beweis, nach welchem in sumpfigen Gegenden in hundert Jahren fünf Sechstel der Population in Abgang kommen, auf Laibach nicht anwendbar ist, wo jährlich, wie in andern Mittelstädten, der Zusehnde stirbt, und wo die Zahl der Gebornen die der Verstorbenen jährlich etwa um 15 übersteigt.

337.) Herr Andreas Smole, k. k. Posthalter in Laibach, übergibt 260 Stück römische Kupfermünzen.

338.) Ebendieser, 42 Stück Venetianische Münzen.

339.) Ebendieser, 32 Stück päpstliche Münzen.

340.) Ebendieser, 7 Stück russische, 3 Stück freyrische Kupfermünzen.

341.) Ebendieser, 20 Stück eispinische und italienische, 15 Stück sicilianische Münzen.

342.) Ebendieser, 7 Stück französische, 6 Stück geistl. und weltl. Fürsten, 4 Stück polnische Münzen.

343.) Ebendieser, 49 Stück österreichische, 60 Stück minder Kenntliche.

344.) Franz Graf von Hohenwart, übersendet 191 alte Original-Urkunden mit Specification, 54 Stück ohne Specification.

345.) Herr Joseph Graf v. Thurn:

1) einen Zwanziger des Fürsten Salm, als Bischof zu Gurk;

2) einen 15 Soltsstück;

3) eine kleine Kupfermünze.

346.) Herr Bernhard Vessel, übergibt Abgüsse in Erz von L. C. Sulla, M. T. Cicero und C. Pompejus.

347.) Ebendieser, eine Denkmünze auf die Erbauung der Neustädter Academie.

348.) Herr Heinrich Costa:

1) einen Aschenkrug;

2) ein Balsamfläschchen;

3) eine Lampe aus Thon.

349.) Ebendieser, ein gedrucktes Patent vom Erzherzog Ferdinand 1600, dann die Abschrift des Verzeichnisses des vaterländischen Museums in Tyrol.

350.) Herr Caspar Sandutsch, fünf Stück ausgeschöpfte Vögel.

351.) Frau Johanna Soller, das Portrait des Papstes Innocenz des XI. in der Größe eines Zwanzigers.

352.) Herr Andreas Meguscher, Districts-Förster, einige in der Gegend von Stein vorkommende Steinarten.

353.) Herr Ferdinand Schmidt, den Schweif des Fisches Colomba.

354.) Herr Carl Schmoll, einen alten Thaler, der beim Dorfe Teufelsdorf nächst Adelsberg gefunden worden.

355.) Herr Franz Pietzsch, einige Mineralien und Conchilien, dann zwei römische Kupfermünzen.

356.) Herr Johann Wagner, Assessor der Ban-Gefällenverwaltung in Dalmatien, 50 Stück verschiedene Münzen.

357.) Herr Alois Polischanski, die Gedächtnis-Medaille der Stiftung der Ackerbaugesellschaft in Krain.

358.) Herr Alois Schaffenrath, eine versteinerte Muschel aus der Gegend von Velbes.

359.) Herr Franz Metelko, eine messingne Medaille von Napoleon 1796.

360.) Frau Francisca von Schildensfeld, einen rothen Schnepf.

361.) und 362.) Herr Gregor Bereb, Pfarrer zu Laas, sandte aus den dortigen an antiquarischen Schätzen reichen Gegenden: sechs alte Silbermünzen, 31 Stück Kupfermünzen, ferner die Ueberreste eines antiken Pferdegebisses und eine alte Lanze ein.

Der Fundort dieser Gegenstände sind die Felder um Altenmarkt.

363.) Herr Wenzel Gandini von Litsienstein, eine Münze des Papstes Paul II., aus dem Hause Barbo.

364.) Herr Ignaz von Wallensberg, ein Fünfschilling.

365.) Herr Johann Blank, eine römische Kupfermünze.

366.) Herr Vaudirector Münzel:

1) zwölf Stück politirten Marmor aus Krain nebst ihren Fundörtern;

2) eine römische Kupfermünze Augustus Pius Felix S. C. providentia.

367.) Herr Ludwig Freiherr v. Lazarini, im Baren fünfzig Gulden.

368.) Frau Ernestine Gräfinn v. Lichtenberg, einen Krönungsthaler des ungarischen Königs Leopold II. 1790.

369.) Herr Pajam Valentin, eine alte Urne aus Thon und vier Kupfermünzen.

370.) Fräulein Mannelle Freyinn von Rastner, eine silberne und acht römische Kupfermünzen.

371.) Herr Baron v. Buset, eine vergoldete und zwei versilberte, kupferne Gymnasial-Prüfungsmünzen.

372.) Frau Barbara Freyinn von Rechbach, einen chinesischen Kamm.

Laibach den 14. Februar 1832.

Franz Graf v. Hohenwart.

Bauholz zu einem Pantoffelmann.

(Aus dem Wanderer.)

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und

Fei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt be-

herrscht, ist das Pantoffelregiment. Dieses Regiment

hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Mun-

de, den Kanonen Donner auf den Lippen, und heißes

Fei in den Thränen. Da dieses Regiment aus Frau-

en besteht, so hält es überall gute Mannszucht. Die-

ses Pantoffelregiment sucht sich immer seinen Mann

heraus, den es kriegerisch besiegt; ein solcher Mann heißt in der Conversationsprache: ein Pantoffelmann, in der höhern Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutsch: un mari comme il faut. Wer du auch seyn magst, lieber Leser, wenn du schon den Wunderring hast, den man an den kleinen Finger steckt, du bist entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann, denn glaube mir, die gemüthlichste, die sanfteste, die nachgiebigste Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinste Pantöffelchen, des sanftesten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder. Wir stehen alle unter dem Pantoffel; die Pantoffelmännchen von einer Frau, Geliebten oder Haushalterin, sind zart schattirt und schwer zu unterscheiden. Indessen aber gibt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Berufe gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können. Alcibor hat ein doppeltes Unglück, erstens hat er eine Frau, zweitens hat er eine schöne Frau; dabei ist das eine Glück, daß er keine Frau hat, sondern einen Herrn. Alcibor verhält sich zu seiner Frau, wie Americus zu America; er hat ihr seinen Namen gegeben, sonst hat er nichts zu befehlen. Des Morgens steht er auf, schleicht leise aus dem Zimmer; schaut in die Kinderstube, weckt die Magd auf, gibt den Kaffee heraus, und erwartet in Demuth das Erwachen seiner Frau. Wie sie die Augen aufschlägt, ist er niedergeschlagen, wie sie aufsteht, stehen alle seine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen versteckten Anspielungen auf diesen kühnen Wunsch erkundigt er sich, was sie vorhabe, und erfährt, er müsse zu Hause bleiben, weil sie nothwendig ausgehen müsse. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er ins Hinterstübchen flüchten. Gegen 11 Uhr wird ihm erlaubt, auszugehen, und sie steckt ihm einige Groschen in die Tasche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen langentbehrten Freund, er möchte ihn gern zu Tische mitnehmen, allein er wagt es nicht — seine Frau würde ihn ausschelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu speisen, er wagt es wieder nicht — seine Frau könnte böse seyn. Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergange, er kann es nicht bestimmt versprechen, er muß erst seine Frau fragen. Es wird eine Subscription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen ohne die Erlaubniß seiner Frau. Er soll für seine Kinder einen Hofmeister nehmen, er muß seine Frau bitten, ihn über seine Kenntnisse ins rechte Licht zu setzen. Ein Paar Freunde wollen ihn Abends

besuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor seiner Frau. Wenn er ins Theater gehen will, muß er acht Tage früher anspielen, die Hand küssen, und den freundlichen Augenblick abpassen, ihre Erlaubniß zu erhalten. — Sein Bedienter bittet um die Erlaubniß auszugehen, er getraut sich nicht, sie ohne Vorwissen seiner Frau zu geben. Seine Frau geht spazieren, er reicht ihr den Shawl, die Handschuhe, und fragt schüchtern, ob er sie begleiten dürfe. Des Morgens muß er den Mops waschen, die Canarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier stimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zusammentheilen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perspectiv putzen, die argandischen Lampen reinigen, und die Visitenkarten in Ordnung stecken; kommt sie nach Hause und er hat Alles gut gemacht, so darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen. Er getraut sich seinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehre zu geben und kein Geschenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, bloß seinen letzten Willen, der zugleich sein erster ist.

A n e c d o t e n .

Die Bewohner einer Provinzial-Stadt in Frankreich beklagten sich lange untereinander, daß ihr Deputirter in der Kammer gar nicht spreche. Eines Tages kam ein Bürger in die Weinstube gelaufen, und rief freudig aus: »Endlich hat sich unser Deputirter auch hören lassen!« Alles stürmte neugierig auf ihn ein: »Wie denn? Wo denn?« u. s. w. »Ja,« sagte er, »hier steht bei einer Rede: »allgemeines Gemurmel;« da war er gewiß auch dabei!«

Der französische Arzt Bovart hatte einen Edelmann in einer langen und schweren Krankheit glücklich behandelt. Als er eines Morgens zum Besuche kam, redete ihn sein Patient also an: »Guten Morgen Herr Bovart, ich befinde mich recht wohl, und denke, mein Fieber hat mich verlassen.« — Das merkte ich an Ihrem Ausdrücke, versetzte der Arzt. — »Wie so? wie soll ich das verstehen?« — Gar leicht! In den ersten Tagen Ihrer Krankheit, als Ihr Leben in Gefahr war, hieß es: Theuerster Freund! Als es sich etwas besserte, mein guter Bovart! und nun bin ich schlechtweg: Herr Bovart. Verlassen Sie sich darauf, Sie sind völlig hergestellt.